

Wenn man Bahr und Bourget liest.

Wenn man den letzten Roman von Hermann Bahr und den vorletzten von Paul Bourget liest, fühlt man die lebendige Kraft einer Wahrheit, die zwar durchaus nicht bequem, aber ein Grundgesetz unseres Geistes und in einer Zeit voll riesiger Aufgaben für Glück und Unglück unserer Zukunft von hoher Bedeutung ist.

Bahrs Roman „Himmelfahrt“¹ erzählt von einem österreichischen Grafen Franz Flayn, einem Junggesellen von 37 Jahren. Er hat die Welt gesehen und sich lächelnd an alle Spieltische des Lebens gesetzt. — Er hat gemalt, Frauen verführt und Geister beschworen, aber nichts hat ihn lange fesseln können. Nun kehrt er enttäuscht nach Hause zurück. Sein Bruder Anton nimmt ihn mit offenen Armen auf.

Anton ist keine blendende Erscheinung, seine Frau ebensowenig. — Die ganze Welt der beiden ist ein Haus voll Kinder, eine blühende Großbrauerei und ein aufrichtig katholisches Leben. Gegenüber dem glänzenden Franz kommen sie sich so unbedeutend vor, daß sie sich fast schämen. Und doch sagt sich der im stillen, daß ihr Dasein Inhalt und Glück hat, und feines nicht. — Er lernt bald die junge Witwe eines Hauptmanns kennen und meint, in ihr die Ruhe seiner Zukunft gefunden zu haben. Aber obwohl er starken Eindruck auf sie macht, und die Ehrlichkeit seines Werbens ihr nicht zweifelhaft ist, weist sie ihn ab, weil sie mit unerschütterlicher Gewißheit fühlt, daß ihr Herz nur Gott gehören soll. Dieser Seele ist also Gott genug, und ihm ist die ganze Welt zu wenig gewesen. So sonderbar ihm das scheint, noch sonderbarer berührt ihn die Entdeckung, daß sich unter seinem rätselhaft mürrischen Diener Blasl ein verschollener Infant von Spanien verbirgt, der in einer ganz überirdischen Sehnsucht nach Erniedrigung eine mit gangbaren Begriffen kaum zu erfassende und doch unleugbar wirkliche Seligkeit findet.

Besonders viel besucht Franz einen ihm seit den Knabenjahren befreundeten Domherrn, der die Zweifel der Zeit durchgekämpft hat, und

¹ fl. 8^o (400) Berlin 1916, S. Fischer. M 4.50; geb. M 5.50.

den weder seine Bildung noch seine überlegene Lebensklugheit hindern, mit voller Ehrlichkeit für die Lehren und die Rechte der katholischen Kirche einzutreten. Dieser Geistliche sagt dem Grafen mit einer heilsam schmerzenden Offenheit:

Du aber, wie deine ganze Generation, ihr habt niemals die Wahrheit gewollt; denn ihr wollt überhaupt nichts, ihr wollt nichts haben und wollt nichts sein, sondern von allem haben und an allem schmecken, zur Sinnenslust und zum Zeitvertreib! Und da du nun schon überall gusiert hattest und sonst nichts mehr übrig war, fiel dir ein, schließlich doch auch einmal von Gott zu kosten (S. 393 f.).

Franz ist indessen über diese spielerische Auffassung des Lebens langsam hinausgewachsen. Was er in der Familie seines Bruders, bei der Hauptmannswitwe, bei Blasl und dem Domherrn beobachtet hat, tritt durch die Lektüre der Tagebücher Blasls und durch lange Gespräche mit dem Domherrn immer klarer in sein Bewußtsein: Nicht Wissen, so erkennt er, sondern Wollen tut ihm not. Nicht ruhig erwogene Gedanken, sondern die Wirren seines unbeständigen Herzens trennen ihn von der Kirche und von seinem Glück. Er braucht nur ernst das zu wollen, was der kleine Katechismus verlangt — und der im innersten Seelenwinkel noch glimmende Jugendglaube wird in heller Flamme auflodern, und sein Leben wird wieder lebenswert sein. Und so kommt es denn auch. Bevor er sich zu Beginn des Krieges als Freiwilliger stellt, geht er in den Dom. „Plötzlich fand er sich im Beichtstuhl knien und sagte das längst vergessene Gebet auf. Es war geschehen. Er wußte nichts davon“ (S. 400). Es braucht nicht gesagt zu werden, daß nach dem halbbewußten Gebet eine vollbewußte Beichte den Frieden bringt. Der Roman ist zu Ende.

In das Buch ist eine Fülle von Gedanken über Lehre und Leben der katholischen Kirche zusammengedrängt. Freilich ist nicht alles genau ausgedrückt. Aber mehrmals wird beteuert, auch wo etwas irrig scheine, solle es nur so gemeint sein, wie es dem Glauben der Kirche entspreche. Und der Domherr mahnt noch auf der vorletzten Seite:

Du darfst aber, wenn du gelegentlich über meine Worte nachdenkst, nur nie vergessen, daß die Sprache sehr unbehilflich ist, im Angesichte der Geheimnisse wird sie lallend, kein Menschenmund kann die ganze Wahrheit sagen, auch wär's vergebens, denn kein Menschenohr vernimmt sie recht, aber die Menschenhand kann die Wahrheit tun (S. 399).

Wäre es Bahr nur auch gelungen, mehr von der Wahrheit, die er verkünden wollte, dichterisch darzustellen! Leider hat er das, was Franz zur Belehrung drängt, nur zum Teil in gut geschilderten und echt öster-

reichlichen Charakteren verkörpert. Auf sehr vielen Seiten erscheint das Gedankliche in der mäßigen Belebtheit akademischer Gespräche oder in nachfühlender Betrachtung, etwa so:

Und genau genommen, meinte Franz, glauben wir alle zwar auch einst sterben zu müssen, aber doch gewissermaßen selbst nicht mehr dabei zu sein. Was wahrscheinlich eine ganz richtige Empfindung ist: der Tod gehört nicht mehr dazu, unser Sterben erleben wir ja nicht, ich bin ja der Tote nicht mehr! Nur an Gräbern fragt es uns bang: Wenn du dann aber doch noch wärst? Das ist es, was uns den Tod fürchten läßt. Wir sind doch eigentlich immer froh, wenn wieder ein Tag vorüber ist. Wir feiern es, wenn das Jahr vorüber ist! Welch ein Fest also, wenn endlich alles vorüber ist!

Wenn es kein Ende, wenn es der Anfang wäre? Nur darum fürchten wir den Tod. Eigentlich fürchten wir nur, im Tode doch nicht tot zu sein. Und bloß die Furcht vor jenem Leben dann macht uns dieses Leben hier lieb. Aber ich glaube doch an jenes Leben gar nicht! Oder beweist meine Furcht vor dem Tode, daß ich doch daran glaube? Daß es tief in mir doch daran glaubt und ich nur wähne, nicht daran zu glauben?

Franz hielt ein. Er war durchs Moor in die Au gelangt und stand am Flusse (S. 159).

Solche Abschnitte, nur viel längere, finden sich im Roman duzendweise. Bahr ist ja immer halb Künstler, halb kritischer Plauderer gewesen. Im Jahre 1911 erklärte er im „Literarischen Echo“ (XIII 494), die Romanreihe, zu der „Himmelfahrt“ gehört, solle darstellen, „welche geistigen Lebensmächte sich heute dem einzelnen Menschen zu seiner Bestimmung, zu seiner Erfüllung anbieten“. Im stillen nenne er die auf 12 Bände berechnete Reihe: „Die alten und die neuen Mächte.“ Er beschwerte sich zugleich, daß man seine kritischen Arbeiten mißverstehe: „Ich sagte: Dieser Autor ist so und so, dieser Autor will das und das. Man faßte das aber auf, als ob ich damit anempfohlen hätte, so und so zu sein oder das und das zu wollen.“ Man wird also nicht ohne weiteres schließen dürfen, daß Bahr sich nun zu der „alten Macht“ bekenne, deren Sein und Wollen er in „Himmelfahrt“ mit den Lichtern und Schatten seiner Bemerkungen überschüttet. Jedenfalls hat er die Abhängigkeit der Lebensanschauung von der Lebensführung ganz richtig als eine entscheidende Macht gerade der zeitgenössischen Seelengeschichte erkannt. Und darin trifft er mit Bourget zusammen, der in seinem zweibändigen Roman *Le démon de midi*¹ denselben Gedanken in anderer Wendung und mit andern Mitteln zu gestalten versucht hat.

¹ II. 8° (VIII, 318 u. 378) Paris 1914, Plon. Je Fr. 3.50

Bourget hat sich mehrmals über seine Arbeitsweise ausgesprochen. Man muß sie kennen, um den Wert seines Eintretens für die Anschauungen, die sein Werk verkörpert, voll ermessen zu können. Die Lehren der Religion, sagt er in der Vorrede zum *Démon de midi*, vermöge der Dichter nur soweit darzustellen, als sie in das Fühlen und Handeln lebender Menschen übergegangen seien. Doch wäre es, wie die Einleitung zu dem 1912 erschienenen Drama *Le tribun* nachzuweisen sucht, künstlerisch verfehlt, zuerst die darzustellende Wahrheit zu wählen und dann eine Handlung aufzubauen, die sie erläutern oder gar beweisen soll. Das führe dazu, Menschen und Dinge gewaltsam dem vorbestimmten Zweck anzupassen. Dadurch gehe die Glaubwürdigkeit verloren, und infolgedessen leide nicht nur der Kunstgenuß, sondern es werde auch die Überzeugung, für die der Dichter so ungeschickt wirbt, eher erschüttert als gefestigt.

Bourget verwirft also die *œuvre à thèse*, d. h. die Dichtung, die eine Wahrheit beweisen will. Er bekennt sich zu einer Dichtungsart, die er *œuvre à idées* nennt. Hier ist das erste die genaue Beobachtung eines Einzelfalles, der womöglich nicht Ausnahme, sondern durch Erfahrung bestätigte Regel sein soll. Das zweite ist die Erforschung der Ursachen dieser Erscheinung, wobei wiederum die geschichtliche Erfahrung wertvolle Aufschlüsse gibt. Durch solche Anlehnung an die Wirklichkeit bleibt der Dichter davor bewahrt, in dem Augenblicke, wo er von der Wirklichkeit abrücken muß — denn er ist ja kein Berichterstatter — etwas zu erfinden, was menschlicher Art nicht natürlich wäre. Er schreibt nicht wirkliche, aber mögliche Geschichte, und sein Werk ist zwar außerstande, eine allgemeine Wahrheit zu beweisen, aber es legt durch sich selber die Gedanken, für die der Dichter gewinnen will, dem Leser nahe: *L'œuvre à idées . . . ne veut pas démontrer; elle veut suggérer* (*Le tribun* p. XLII).

Von der Wissenschaft unterscheidet sich diese Kunst, wie in der Einleitung zu *L'envers du décor* (Paris 1911) bemerkt wird, dadurch, daß der Dichter dieselben Gesetze, die der Gelehrte aus langwierigen Forschungen ableitet, gleichsam mit einem Blick erfasst, und daß er sie nicht als reine, sondern als angewandte Gesetze vorführt. Die Vorrede zum *Démon de midi* fügt dazu als weiteren Unterschied die Glut der inneren Anschauung, die den Dichter oft fast wie eine Sinnesstäuschung überfalle. „Er ist“, sagt Bourget, „nur noch der leidenschaftlich bewegte Zeuge der Handlungen, die er erfindet; er nimmt an ihnen teil, wie wenn sie von andern vor seinen Augen wirklich geschähen.“ Bourget weiß ganz gut, daß auf

diese Weise ein Zwittergebilde aus Kunst und Wissenschaft entsteht, aber das schreckt ihn nicht.

„Weshalb sollte denn“, fragt er, „in einer Zeit, wo sich das Geistesleben eines Menschen von hoher Bildung oft so vielseitig entwickelt, die Kunst keine Zwitterformen dulden? Wie viele haben heutzutage Sinn für das Leben und zugleich Sinn für wissenschaftliche Untersuchungen! Das sind Gelehrte und Künstler in einer Person. Balzac ist das merkwürdigste Vorbild dieser Art. Die Werke müssen dann beweisen, daß ihre Urheber tüchtige Künstler und tüchtige Gelehrte sind. Mehr hat man nicht zu fordern“ (Le tribun p. XLIII).

Bourget läßt bereitwillig auch andere Formen des Romans gelten; nur würde er auf Grund seiner dargelegten Anschauungen wohl nicht zugeben, daß man mit Recht die nahe ans bloß Gedankliche streifenden Betrachtungen verurteilen könne, die auch im *Démon de midi* wieder die mit feinsten Seelenkenntnis entwickelte und von starker Leidenschaft getragene Handlung unterbrechen. Jedenfalls aber gewinnt der Grundgedanke des Werkes eben dadurch an Bedeutung, daß er sich aus genauer Beobachtung der Wirklichkeit ergibt.

Oft hatte Bourget über den traurigen Zwiespalt im Leben Chateaubriands nachgedacht. Es ist ja bekannt, daß dieser leichtsinnige Verteidiger der Religion an seinem blendend seichten Génie du christianisme die letzten sechs Monate fern von seiner Frau im Hause seiner Geliebten gearbeitet hat. Außerdem war es Bourget aufgefallen, daß so viele Männer — Napoleon I. und III., Victor Hugo, Lamartine, Lamennais, Vaconcordaire — gerade um die Mitte ihres Lebens, der eine auf diesem, der andere auf jenem Gebiete vor Gefahren gestellt wurden, die ihre ganze Zukunft bedrohten, und denen sie nicht alle siegreich widerstanden. Es scheint fast, als ob in den glücklichen Jahren, wo die Unreife der Jugend überwunden und die Unbeweglichkeit des Alters noch weit ist, eine finstere Macht auf den Mann lauere, um zu verhindern, daß seine volle erstarkte Kraft dem Guten diene.

So ist Bourget dazu gekommen, seinen „Louis Savignan“ zu schaffen. Als Witwer von 43 Jahren trifft dieser katholische Gelehrte mit Frau Calvières zusammen. Sie ist ihm einst als Fräulein Geneviève de Soléac verlobt gewesen, hat aber dann den reichen Fabrikherrn heiraten müssen. Was sich beim ersten Wiedersehen anspinnt, wird rasch beiden zum Falle: die unvergeffene, reine Liebe von ehemals wandelt sich in ein ehebrecherisches Verhältnis.

Zur selben Zeit foll Savignan als einer der tüchtigften Kämpfer im katholifchen Lager die Anklageschrift des moderniftifchen Priesters Fauchon widerlegen, der die katholifche Kirche des Abfalls vom echten Chriftentum befchuldigt. Savignan mußte alfo öffentlich eine Religion verteidigen, mit der er fein Leben nicht in Einklang bringen will. Je mehr er fich gegen diefes heuchlerifche Doppelfpiel ftäubt, defto tiefer demüthigt ihn das immer wieder geweckte Bewußtfein des Gegenfazes zwifchen feinen heiligen Überzeugungen und feinem fchmählichen Tun.

Aber allmählich befchleicht ihn die Frage, ob denn die ganze Gedankenwelt, die ihn bisher umfungen hat, nicht recht blaß und faft wie eine Täufchung neben der neuen Wirklichkeit ausfehe, in der er mit Geneviève lebt. Ein andermal denkt er, wie gering der Wert eines Glaubens fein müffe, der ihn nicht einmal vor fo fchweren Verirrungen bewahren könne. Daß er fich der Mittel, die ihm diefer Glaube zur Rettung bot, nicht bedient hat, daran denkt er nicht. Geneviève fühlt fich durch ihr Verhältnis zu ihm nicht entehrt, fie ift ungläubig. Man kann alfo auch ohne Gott ein liebenswürdiger und glücklicher Menfch fein. Mehr und mehr wird fo Savignans Leidenschaft die alleinige Herrin feiner Seele. Er dämmert in einem unbestimmten Dunkel zwifchen Glauben und Unglauben träge dahin.

Unterdeffen ift Jacques Savignan, der hochbegabte und edle Sohn des Gelehrten, der mit unauslöfchlicher Dankbarkeit an feinem ehemaligen Lehrer Fauchon hängt, in größter Gefahr, fich von den Anfchauungen diefes moderniftifchen Priesters betören zu laffen. Er nimmt das peinliche Zögern feines Vaters, gegen Fauchon zu fchreiben, für einen Beweis, daß fich die Wahrheit der Anklageschrift auch einem gelehrten und treuen Katholiken unwiderftänglich aufdränge. Sobald Savignan das gewahrt, überwindet feine Angst um den Glauben feines einzigen Kindes alle andern Rückfichten. Er verfaßt eine fo fieg hafte Widerlegung Fauchons, daß Jacques von feinen Zweifeln vollftändig geheilt wird. Aber der Schlag, der über dem Haupte des Ehebrechers fchwebt, wird dadurch noch fürchtbarer.

Calvières, deffen Verdacht durch mehrere Anzeichen geweckt war, hat feiner Frau die Liebesbriefe Savignans heimlich entwendet. Zum Zorn des betrogenen Gatten gefellt fich die Wut, daß er fich mit feinem Geld und feinem Einfluß dafür eingefekt hat, diefem Katholiken einen Siz im Abgeordnetenhaufe zu verfchaffen. Der gar nicht kirchlich gefinnte Fabrikherr hat dabei feine befondern Pläne gehabt. Da er fich jezt fo empörend

getäuscht sieht, übergibt er die Liebesbriefe zur Veröffentlichung demselben Fauchon, für dessen Vernichtung Savignan soeben in allen katholischen Blättern gefeiert wird.

Fauchon ist seit einigen Tagen gemäß den Anschauungen seiner neuen Sonderkirche verheiratet. Eine seiner Anhängerinnen, Therese Andraut, ein reines, aber zu schwärmerisches Mädchen aus reichem Hause, hat alles für ihn geopfert, auch die treue Hand, die Jacques Savignan, der Gespieler ihrer Kindheit, ihr vor kurzem angetragen hat. Daß Fauchon die ihm von fremder Rachsucht ausgelieferten Briefe in die Zeitung bringen will, empfindet Therese als eine ehrlose Handlung, zugleich aber auch als eine ihr unerträgliche Rücksichtslosigkeit gegen Jacques. Als daher ihre Bitten über die finstere Entschlossenheit des Priesters nichts vermögen, wendet sie sich an ihren Jugendfreund, der ja Fauchons liebster Schüler gewesen ist, damit er seinen Lehrer um Schonung seines Vaters bitte. Therese meint, sie brauche nicht näher zu erklären, inwiefern Savignan durch Fauchon bedroht sei. Aber ihre allgemeinen Andeutungen lösen das Rätsel gewisser Beobachtungen, die Jacques in den letzten Tagen gemacht hat. Er erfährt die ganze, entsetzliche Wahrheit und begibt sich sofort zu Fauchon, um die Ehre seines Vaters zu retten. Als ihm während der Unterredung mit dem vor Zorn bebenden Priester plötzlich Therese die Briefe überreicht, ergreift Fauchon einen Revolver. Therese versucht, ihm die Waffe zu entreißen. Da geht unversehens ein Schuß los und verwundet Jacques schwer. In größter Eile wird ärztliche Hilfe herbeigeholt und der Vater benachrichtigt. Mit Savignan kommt ein befreundeter Priester, bei dem Jacques beichtet. Der Schmerz raubt dem Vater so sehr alle Überlegung, daß er Fauchon des Mordes beschuldigt. Schonungslos antwortet Fauchon, der wahre Schuldige sei vielmehr der Verfasser der schändlichen Briefe an Frau Calvières. Noch taumelt Savignan unter der Wucht dieser Entlarbung, als Therese meldet, daß die ärztlichen Bemühungen umsonst seien. Mit sterbender Stimme nimmt der edelmütige Jüngling von den drei Menschen Abschied, die ihm die teuersten auf Erden sind:

Er flüsterte röchelnd: „Lebe wohl, Vater, ich opfere mein Leben für dich, für deine Seele, daß du dich besinnest, daß du zurückkehrst. Auch für sie“, — seine Augen blickten auf Therese — „daß auch sie zurückkehre“; — er wandte sich zu Fauchon — „auch für Ihre Bekehrung, mein teurer Lehrer. Ich opfere mich für Sie alle.“ Als seine Augen sich schon verdunkelten, sagte er noch: „Niemand ist an meinem Tode schuld, klagt niemand an.“ Und dann, so laut er konnte: „Aber kehrt zurück, kehrt alle zurück!“

Und als es ganz dunkel um ihn wurde, hörte man ihn seufzen: *Secundum magnam misericordiam tuam*. Dann rang er so heftig um Atem, daß blutiger Schaum auf seine Lippen trat. Dicke Tropfen perlten über sein liebes Gesicht. Plötzlich versuchte er, sich aufzurichten. Er schnappte nach Luft. Dann fiel er zurück. Seine Züge und bald auch seine Glieder verloren ihre Spannung. Er war tot (II 353 f.).

Zwei Wochen später hatte Thérèse in der Beichte Vergebung gefunden, Fauchon war zu den Trappisten gegangen, und Frau Calvières hatte sich durch einen Brief Savignans bewegen lassen, der Aussöhnung, zu der ihr Gatte bereit war, nicht zu widerstreben. Der tote Jacques trennte die beiden Schuldigen auf immer — mehr vermochte er über Savignan noch nicht.

„Ich habe“, schrieb der völlig gebrochene Mann, „in diesen zwölf Tagen kein Gebet über meine Lippen gebracht, kein einziges. Ich kann es nicht. Und doch wäre es eine zu ungeheuerliche Grausamkeit, wenn ich mein Kind nicht wiedersehen sollte, wenn die von der Kirche verheißene Auferstehung ein Wahn wäre. Ich fühle das, aber ich bin im Dunkel. Ich verstehe es nicht und weiß es nicht. Der volle Glaube wird wiederkommen. Ich wünsche es so sehr! Ich bin überzeugt davon. In diesem Augenblick habe ich auch dazu keine Kraft mehr“ (II 368).

So glaubensarm und fast glaubenslos war dieser Gelehrte geworden, dessen ganze Seele einst in den Herrlichkeiten seiner Kirche Licht und Glück gefunden hatte! Darin liege, schließt der Roman, eine große Lehre:

Das ist die Lösung so vieler Rätsel, der Schlüssel zum geheimnisvollen Schicksal so mancher Seele: man muß sein Leben nach seinen Grundsätzen richten, sonst wird man schließlich, früher oder später, seine Grundsätze nach seinem Leben richten (II 375).

René Bazin, der katholische Akademiker, hat einmal einen ganzen Vortrag dem Nachweise gewidmet, daß ein bedeutender Roman im allgemeinen Leser voraussetze, die über die Jugendjahre hinaus sind. Denn in der breiten Lebensschilderung, die ein solcher Roman naturgemäß mit sich bringe, trete um der künstlerischen Wahrheit willen trotz aller Vorsicht des Dichters das Böse stärker hervor, als ein noch nicht gefestigtes Herz vertrage, und außerdem sei die Kunstform eines großen Romans so schwierig aufzufassen, daß nur eine abgeschlossene Bildung und ein durch Erfahrung gereiftes Urteil dazu im stande seien (*Questions littéraires sociales* 144). Das gilt für Bahr und Bourget besonders auch deswegen, weil beide — vielleicht infolge ihrer früheren rücksichtslosen Schreibweise — die Ver-

irrungen der Leidenschaft in einer Sprache behandeln, die nur vor ruhigen Kennern der menschlichen Armseligkeit am Platze ist.

Nur diese werden auch verstehen, daß Franz Flayn und Louis Savignan Verkörperungen eines geistigen Gesetzes sind, das die Entwicklung unserer nächsten Zukunft in hohem Maße beherrschen wird.

In Zeiten großer Erschütterungen besinnt sich die Menschheit auf ihr allzu lang vergessenes Erbe erprobter Gedanken und echter Werte. Das Leben erscheint wieder in seinem wahren Sinne und gewinnt für seine erhabene Bestimmung manche schon halb vergeudete Kraft zurück. Namentlich der katholischen Kirche, der sich in den letzten Jahrzehnten Tausende von gebildeten Männern und Frauen innerlich entfremdet hatten, sind bei uns wie in Frankreich durch den Weltkrieg nicht wenige wieder nahe gekommen. Andern, die auch jetzt noch meinen, sie könnten über ihre Bedenken gegen gewisse Glaubenslehren nicht hinweg, wird ein guter Freund dasselbe sagen dürfen, was der Domherr dem Grafen Flayn sagte: Sie möchten nur einmal ernst versuchen, das „innere Régime“ zu befolgen, das die Kirche vorschreibt. Wenn sie sich entschließen, katholisch zu leben, werden sie bald erfahren, daß ihre Zweifel schwinden. Für solche Seelen gilt das Heilandswort: „Wenn einer den Willen Gottes tun will, dann wird er erkennen, ob meine Lehre von Gott ist“ (Joh. 7, 17).

Aber auch wir im vollen Sinn gläubige Bekenner und Verteidiger der katholischen Religion müssen gerade in dieser großen und schweren Zeit die Forderungen unserer Kirche möglichst vollkommen in unserem persönlichen Leben verwirklichen. Der arme Louis Savignan kann uns allen eine erschütternde Warnung sein, auch nur einen Schritt in die furchtbaren Abgründe zu tun, die das Grab seines Glaubens geworden sind. Jedes Heruntersteigen von der Höhe, auf der unser sittlicher Wille sich behaupten sollte, raubt uns etwas von der wundervollen Klarheit, die uns da droben umleuchtet, und die wir jetzt weniger entbehren können als je. Die Neugestaltung unserer Zukunft stellt uns ja nach vielen Richtungen hin vor die schwierige Aufgabe, die Grundsätze unseres Glaubens auf gänzlich veränderte Verhältnisse anzuwenden. Wir werden bei Entscheidungen von größter Bedeutung mitzuwirken haben, und es wäre zu befürchten, daß wir uns dabei nicht vom Geiste unserer Religion, sondern von irrigen Anschauungen leiten ließen, wenn wir uns nicht ernst bemühten, katholisch zu leben. Fortgesetzte Nachgiebigkeit gegen das Böse in uns würde sich ganz von selbst eine grundsätzliche Rechtfertigung erzwingen: wir würden unsere Überzeugungen so-

lange wandeln, bis unsere Schwäche uns als Notwendigkeit, als Klugheit oder gar als Vollkommenheit erschiene. Wo es sich aber um neue Richtlinien für die Zukunft unseres Volkes handelt, ist es von höchster Wichtigkeit, daß unsere Grundsätze auch nicht um Haarsbreite von der Wahrheit entfernt seien. Denn immer wieder bestätigt sich, was Aristoteles und Thomas von Aquin warnend gelehrt haben: „Auch eine geringe Abweichung von der Wahrheit wächst beim Weiterstreiten von selbst ins Ungeheure“ (*Περὶ οὐρανοῦ* 271^b; *De ente et essentia* 1).

Für unsere katholische Dichtung ist die Rückwirkung des Lebens auf die Anschauungen noch aus einem besondern Grunde beachtenswert. Der nichtkatholische Kritiker der Halbmonatschrift „Deutscher Wille“, Ezard Nidden, klagte im zweiten Aprilheft (1916), „leider“ seien „die allermeisten katholischen Werke nur sehr schwach katholisch, nur blaß in der Farbe, langweilig in der Erzählung, glut- und kraftlos in der Lebensauffassung“. Was immer man gegen die Richtigkeit dieser Ansicht einwenden mag, sicher ist, daß der größte Teil der deutschen Leser katholischem Denken und Fühlen fremd gegenübersteht, und daß sich infolgedessen eine Dichtung von katholischem Gehalte nur dann allgemein durchzusetzen vermag, wenn sie künstlerisch außergewöhnlich stark empfunden ist. Daher verlangt Nidden nicht etwa, unsere Dichter sollten ihre religiöse Überzeugung zurücktreten lassen, sondern er ruft ihnen im Gegenteil zu: „Heraus mit dieser Überzeugung! Glüht eure Dichtung in eurem Katholizismus!“ Ohne das wird es selbstverständlich nie eine bedeutende katholische Dichtung geben, weil ja in aller Kunst großes Gelingen zur Voraussetzung hat, daß der Künstler von seinem Gegenstande seelisch ganz ergriffen sei. Wer aber ein mittelmäßiger oder gar ein schlechter Katholik ist, der mag sich vielleicht eine äußerliche Kenntnis der Lehren und Gebräuche seiner Religion bewahren, in die seelenberauschende Schönheit ihrer unermesslichen Tiefen wird er nicht eindringen.

Und so wollen denn wir alle, die wir die Ehre und die Pflicht haben, in gewaltiger Zeit den katholischen Gedanken vor der Welt zu vertreten, um dieser hohen Sendung willen unser Leben mit demütiger Treue mehr und mehr nach den Grundsätzen jener unvergleichlich weisen und gütigen Kirche gestalten, die über dem vom Kriege verheerten Europa als stärkste Hoffnung geistiger Auferstehung leuchtet.

Jakob Overmans S. J.